

164

MOZAIK

VON
HANNES
Hegen



IN KANSAS CITY

IN KANSAS CITY



Auf dem Missouri, der seine schlammigen Fluten von den Bergen des Westens durch das Land der Indianer und der Büffel in den Mississippi wälzt, kämpfte sich ein altes

Dampfboot stromaufwärts. Es war die 'Mary-Ann', die seit vielen Jahren von Saint Louis nach Kansas City und zurück fuhr. Die Trapper am Ufer freuten sich, wenn sie vorüber-



schnaufte. „Pünktlich wie immer!“ hieß es dann. „Die alte Lady kommt zwar nur alle vierzehn Tage, aber sie kommt bestimmt. Und wenn sie ihre Passagiere an Land gesetzt hat,

dann ist in Kansas City was los. Gerade weil sie keiner von diesen feinen Expresdampfern ist, hat sie immer die verwegesten Typen an Bord. Der Sheriff wird sich freuen!“



Die Trapper wußten gut Bescheid. Was sich zum Beispiel um die sogenannte Bar auf dem Vorschiff drängte, waren meistens Leute, die in den Gold- und Silbertälern der

Rocky Mountains schnellen Reichtum zu finden hofften. An ehrliche Arbeit dachte kaum einer. Notfalls würde sie das Pokerspiel ernähren. Deshalb übten sie es fleißig.



Die Millionärswitwe Victoria Jefferson aus New Orleans empfand es als außerordentlich peinlich, daß sie in einer derartig schlechten Gesellschaft zu reisen genötigt war.

„Das verdanken wir nur unserem famosen Lotsen Mr. Turner“, sagte sie. „Fährt mit der ‚Louisiana‘ einfach nicht weiter als bis St. Louis! Kennt den Missouri nicht, sagt er!“



„Wenn wir in Saint Louis gleich einen Missouri-Lotsen oder ein schnelles Schiff gefunden hätten, wäre alles in Ordnung gewesen!“ rief der Colonel, den die Erinnerung an jene Stunden aufregte. „Aber der Expreßdampfer war uns vor der Nase weggefahren. Und wen hatte er an Bord? Dig, Dag und Digidag!“



„Es war meine Idee, mir die Passagierliste zeigen zu lassen“, unterbrach ihn Mrs. Jefferson. „Und das war gut so. Wäre es nach Ihnen gegangen, hätten wir die Spur des entflohenen Negersklaven immer weiter nach Norden, vielleicht bis nach Kanada, verfolgt.“



„Weil ich annahm, daß die Digidags ihren Schützling erst verlassen würden, wenn sie ihn in Sicherheit wußten.“ – „Er war bereits in Sicherheit, als er sich an Bord der ‚Mississippi-Queen‘ befand. Nein, nein, mein lieber Colonel, die drei hatten nur noch ein Ziel: Meine Goldmine!“



„Ja, und auf dem Wege dahin haben sie mindestens drei bis vier Tage Vorsprung. Das kann entscheidend sein!“ Mrs. Jefferson winkte ab. „Das ist nicht meine größte Sorge. Viel schlimmer ist, daß wir uns mit diesen Mississippi-Piraten eingelassen haben. Der Teufel soll sie holen!“



„Hören Sie, Colonel, wir müssen sie sobald wie möglich loswerden. Ich habe keine Lust, mein Gold mit ihnen zu teilen. Lassen Sie sich irgendeine List einfallen!“ – „Das ist leicht gesagt! Die Kerle lassen sich nicht so leicht überlisten. Die sind mit allen Wassern gewaschen!“



„Da, sehen Sie nur, wie sie wieder pokern! Dauernd gewinnen sie! Sie mogeln bestimmt, aber bis jetzt haben ihnen selbst die gerissensten Spieler keinen üblen Trick nachweisen können. Und da soll ich – he, was ist das? Diesmal hat wohl der Prediger endlich einen Fehler gemacht!“



Am Spieltisch, wo die drei saßen, herrschte in der Tat große Aufregung. „Ich habe genau gesehen, wie ihm der Doktor eine Karte zugesteckt hat!“ rief ein Mädchen, das

Apachen-Milly genannt wurde. „Und nun blättert er euch vier Asse auf den Tisch, daß es nur so kracht!“ – „Halt den Mund, du naseweises Ding!“ rief der ‚Prediger‘ erbost.



„Was sagst du da? Naseweises Ding? Da hast du was dafür, du unverschämter Patron!“ Die Ohrfeige saß. Der ‚Prediger‘ schrie. „Immer diese verdammten Kiebitze!“



„Augenblick mal, Milly“, sagte da ein Westmann von der ganz harten Sorte. „Mit dem rechne ich ab. Ich dulde es nicht, daß hier schutzlose und zarte junge Ladys beleidigt werden.“



„Das – das ist mir bloß so rausgerutscht! Ich bitte um Verzeihung!“ jammerte der ehrwürdige Mr. Coffins. „Hilfe, er will mich in den Fluß werfen!“ – „Hoffentlich tut er's“,

raunte Mrs. Jefferson dem Colonel zu. – „Du hast es verdient!“ donnerte der harte Westmann. „Schon allein deshalb, weil du falsch gespielt hast, du alter Halunke!“



„Aber ich will noch einmal gnädig sein, wenn du dich bei Milly entschuldigst und uns alles Geld wiedergibst, das ihr Gauner uns beim Poker abgenommen habt!“ Coffins

versprach das zu tun und landete wieder auf dem Deck. „Schade, daß er ihn nicht reingeworfen hat“, bedauerte Mrs. Jefferson. „Nun müssen wir uns etwas einfallen lassen.“



Als die ehemaligen Flußpiraten wieder unter sich waren, hatten sie ähnliche Gedanken in Bezug auf Mrs. Jefferson und den Colonel. „Wir müssen sie loswerden“, sagte der ‚Doktor‘. „Dann gehört uns das Gold alleine.“

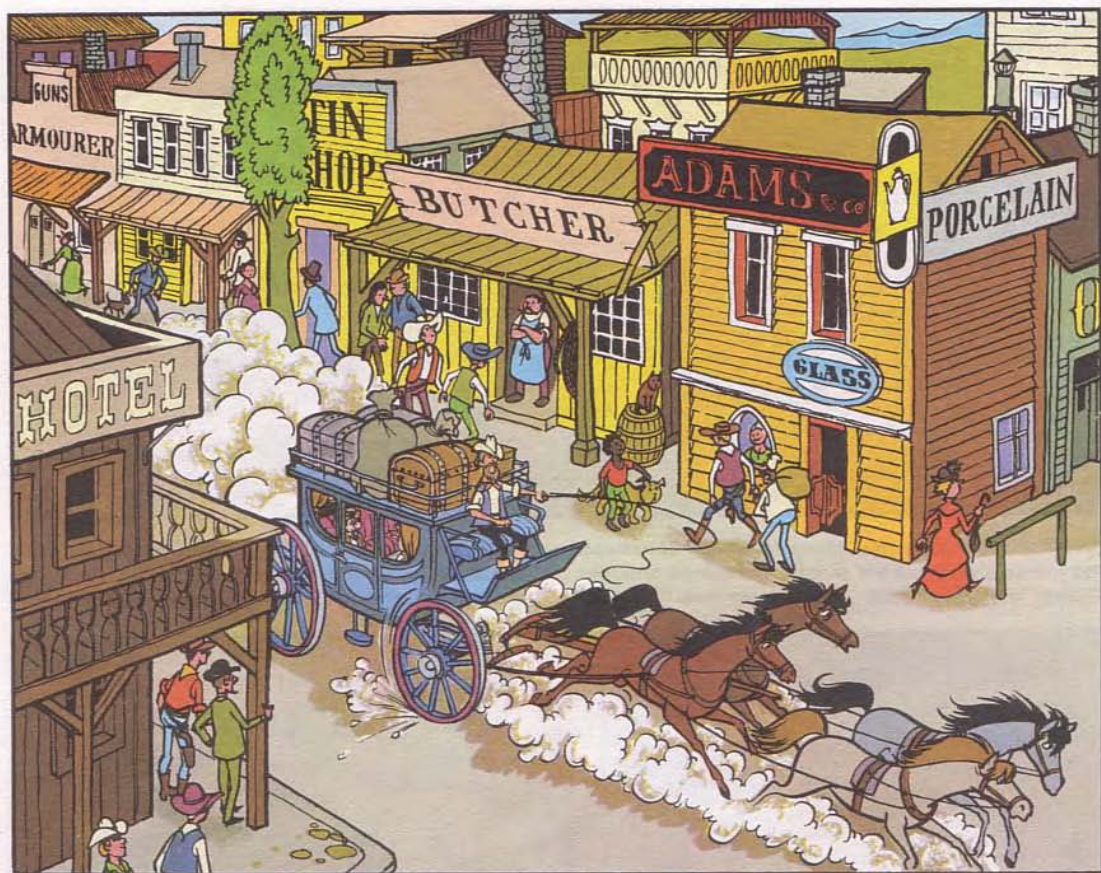


„Wir sollten nichts überstürzen“, meinte Piraten-Jack, der Dritte im Bunde. „Vorläufig brauchen wir die reiche Madam noch. Sie ermöglicht uns die Reise, bezahlt Essen und Trinken – nein, wir sollten warten, bis wir bei der Mine sind.“



Das war einleuchtend, obwohl die Piraten ahnten, daß es die Millionärin bereute, sie zu ihren Partnern gemacht zu haben. Denn inzwischen glaubte Mrs. Jefferson, daß sie und

der Colonel den Digidags den Minenplan alleine abgeben könnten. „Warum fahren Sie nicht schneller?“ fragte sie den Kapitän. – „Kann nicht“, sagte der bedauernd.



Die ‚Mary-Ann‘ würde Kansas City erst gegen Abend erreichen. Wie groß war der Vorsprung der Digidags? Das war die Frage, die sich Mrs. Jefferson immer wieder stellte. Nun, auch sie hatten viel Zeit verloren, denn eine Postkutsche

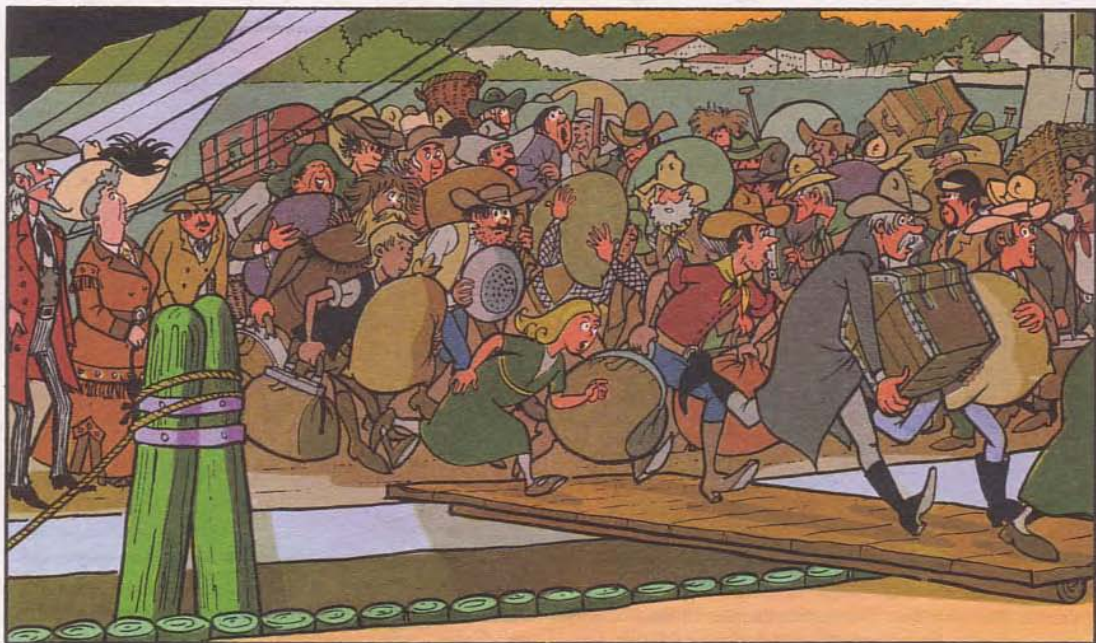
in westlicher Richtung fuhr nur alle drei Tage. Reitpferde waren ausverkauft; es kamen zuviele Abenteurer, die welche brauchten. Endlich konnten die Digidags die Stadt verlassen und fuhren in die weite Prärie hinaus.





Auch an Bord hatte es sich herumgesprochen, daß die Fahrgelegenheiten auf der wichtigen Nordroute sehr rar waren. Diese Route umging die schwer zu übersteigenden Bergketten in Colorado und führte zum North Platte River, von wo

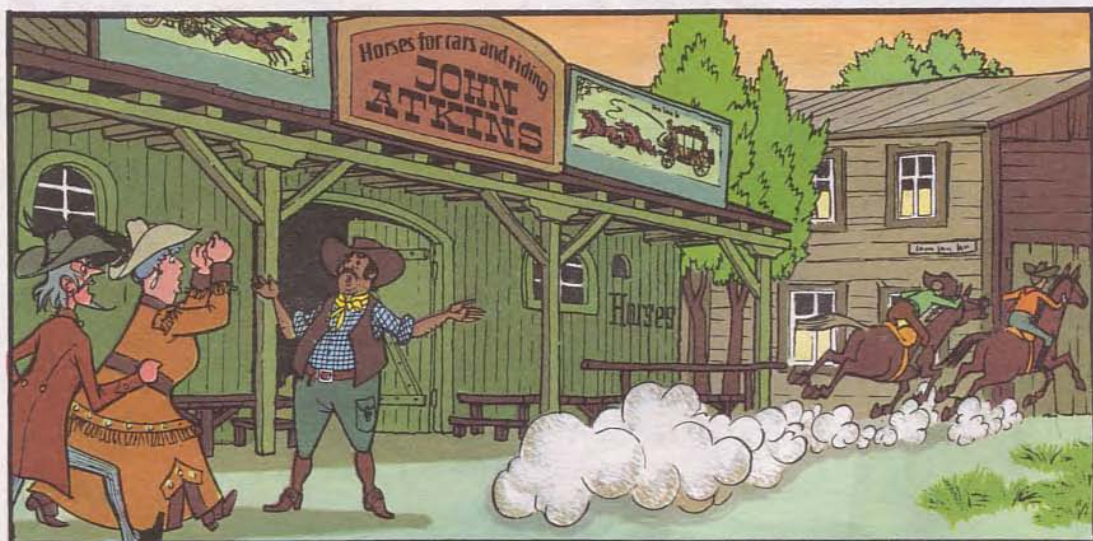
aus der Weg ins Gebirge weniger beschwerlich war. Als die „Mary-Ann“ anlegte, entstand ein fürchterliches Gedränge, denn jeder wollte der erste sein, der eine Fahrgelegenheit ergatterte. Mrs. Jefferson fand die Eile übertrieben.





Wie falsch diese Ansicht war, mußte sie bald darauf erfahren. Eine Horde von Abenteurern hatte eine Extrapost erwischt und ließ niemanden mehr zusteigen. „Besorgen Sie

sich doch einen Besen!“ rief einer. „Auf dem können Sie durch die Luft ins Goldland reiten!“ – „Soll das heißen, daß Sie mich für eine Hexe halten?“ zeterte Mrs. Victoria.



Innerlich kochend über diesen beleidigenden Rat lief sie zu einem Pferdehändler. Der zuckte bedauernd die Achseln. „Leider zu spät, Madam. Hatte gerade ein paar Gäule her-

einbekommen – aber sehen Sie, das waren die letzten!“ – „Ich merke schon, hier wird alles unter dem Ladentisch verschoben, sogar die Pferde!“ ereiferte sich die Lady.



Da sie hörte, daß die Western Lines das größte Fuhrunternehmen in der Stadt waren, eilte sie gefolgt von ihren

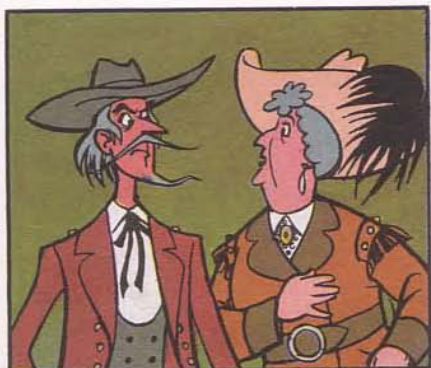
Partnern dorthin. „Seht mal, da steht ja eine Kutsche!“ rief sie froh. „Und Pferde sind auch da! Die nehme ich!“



„Tut mir leid, Madam“, sagte der Postmeister, „diese Kutsche ist bestellt. Von General Sniders aus Washington, der die Forts im Indianergebiet inspizieren will. Nehmen Sie doch die nächste fahrplanmäßige Kutsche. Sie geht schon in drei Tagen.“



„Sie machen mir Spaß. Wir haben es eilig. Sagen Sie mal, sind mit der letzten Post vielleicht drei solche kleinen Kerle abgefahren?“ – „Sie meinen die Zeitungsreporter aus New Orleans? Ja, das stimmt, Madam.“



„Hat man Worte! Wenn die Anschlüsse hier besser klappten, hätten wir die Digidags schon eingeholt. Nun sind sie uns wieder voraus!“



„Hören Sie, Postmeister, hier sind hundert Dollar. Überlassen Sie uns dafür die Kutsche des Generals.“ – „Kommt gar nicht in Frage, Madam! Wir von den Western Lines lassen uns nicht bestechen!“



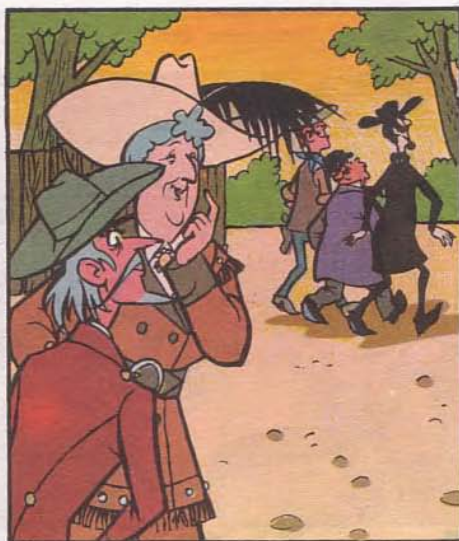
„Das kann er mir doch nicht erzählen. Sicher zahlen die aus Washington besser. Aber hören Sie, Colonel, ich habe da einen Plan . . .“ Der Rest wurde geflüstert.



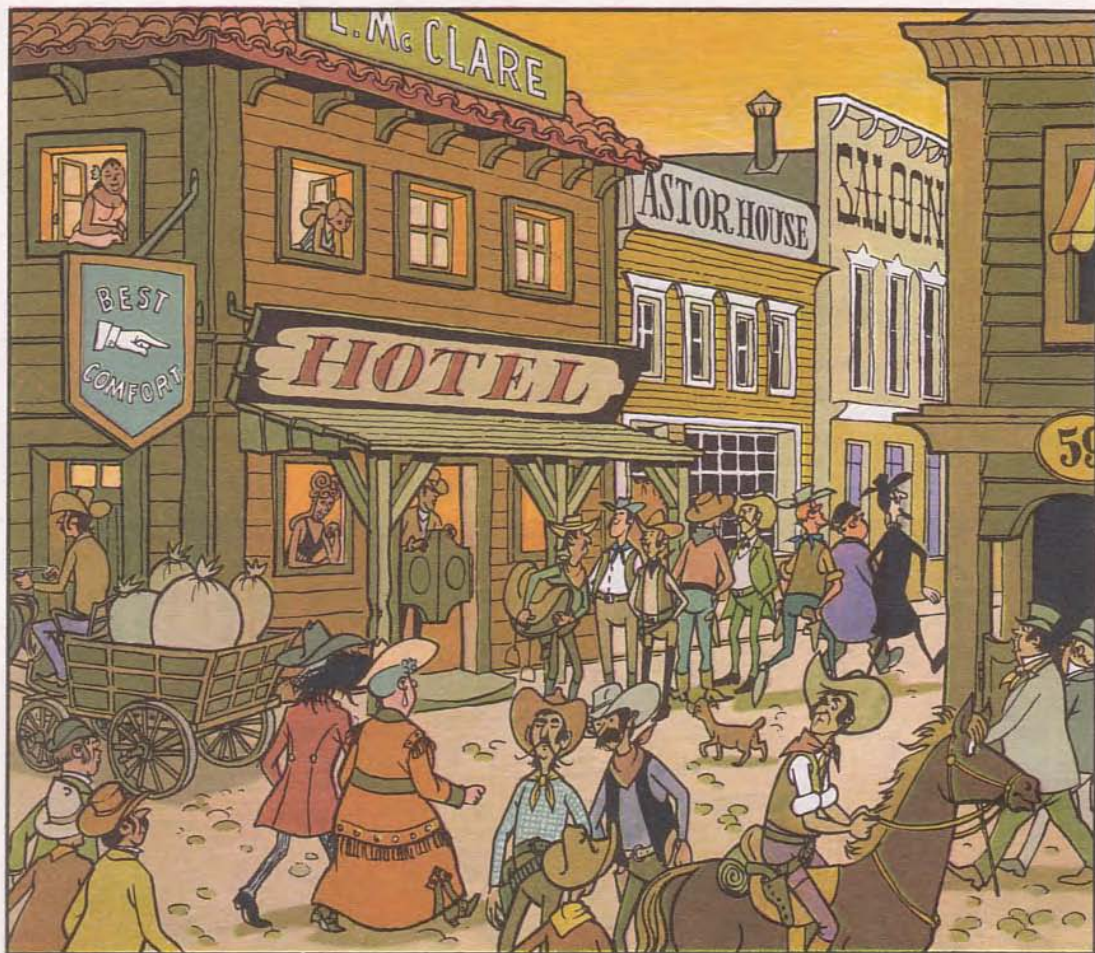
Dann winkte Mrs. Jefferson die Piraten zu sich heran und fragte sie leise: „Sagt mal, Boys, wollt ihr euch hundert Dollar verdienen?“ – „Klar“, sagte Jack. „Was sollen wir tun, Madam?“



„Eigentlich nur eine Kleinigkeit. Holt in der Nacht die Kutsche samt den Pferden hier heraus.“ – „Die Kutsche mausen? Weiter nichts? Wird gemacht!“ Daraufhin erhielten die Piraten das Geld.



Sie gingen, um sich noch ein wenig zu amüsieren. „Sie tapten in unsere Falle!“ frohlockte Mrs. Jefferson. „Heute nacht werden wir sie endlich los!“



Die drei bogen in die Hauptstraße ein, an der die meisten Saloons lagen. „Schade um die hundert Dollar“, seufzte Mrs. Jefferson. „Sie werden sie verjubeln. Aber soviel lasse ich mir die Sache schon kosten.“ – „Wir behalten sie

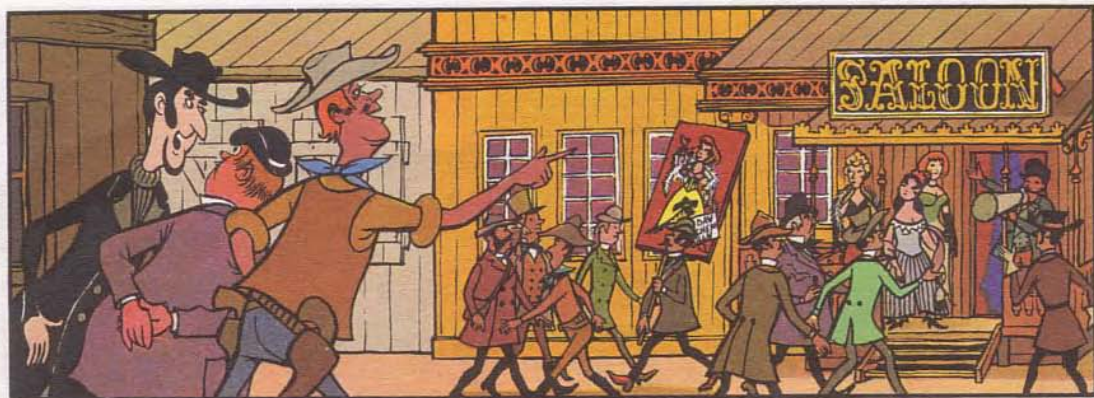
also im Auge“, murmelte der Colonel vor sich hin, „und wenn sie die Kutsche stehlen wollen, schlagen wir Alarm und lassen sie verhaften. Wenn sich die Lage wieder beruhigt hat, schnappen wir uns die Kutsche. Sehr gut!“



Die Piraten waren aber nicht dumm. „Das sieht ganz so aus, als ob die uns hereinlegen wollen“, sagte Coffins. „Eine Kutsche der Western Lines stehlen! Warum nicht gleich den Mond!“

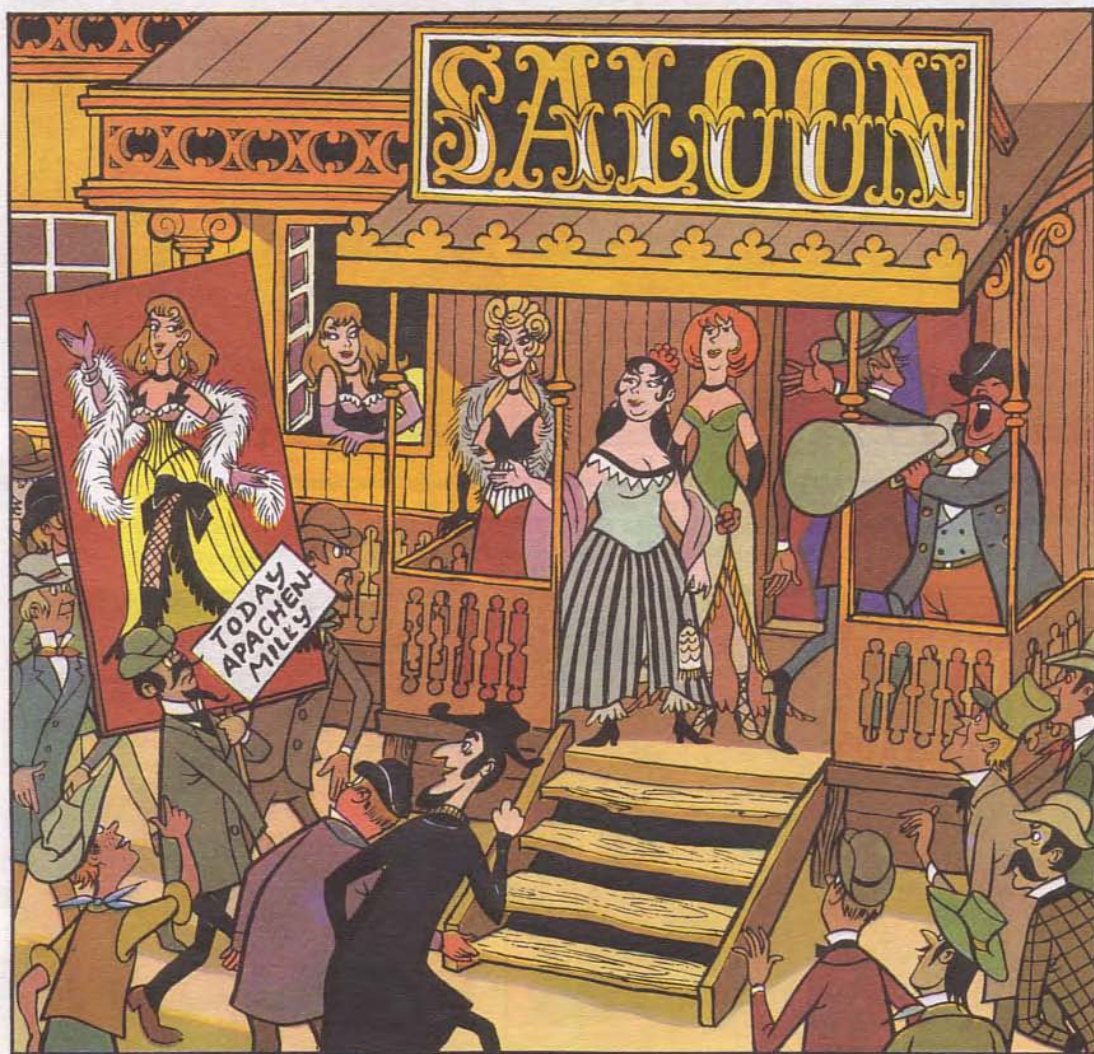


„Unmöglich“, bemerkte Jack. „Ich hatte mal einen Freund, der wollte sich auf diese Art nur ein Pferd borgen. Da wurde ihm so bleischwer, daß er umfiel!“



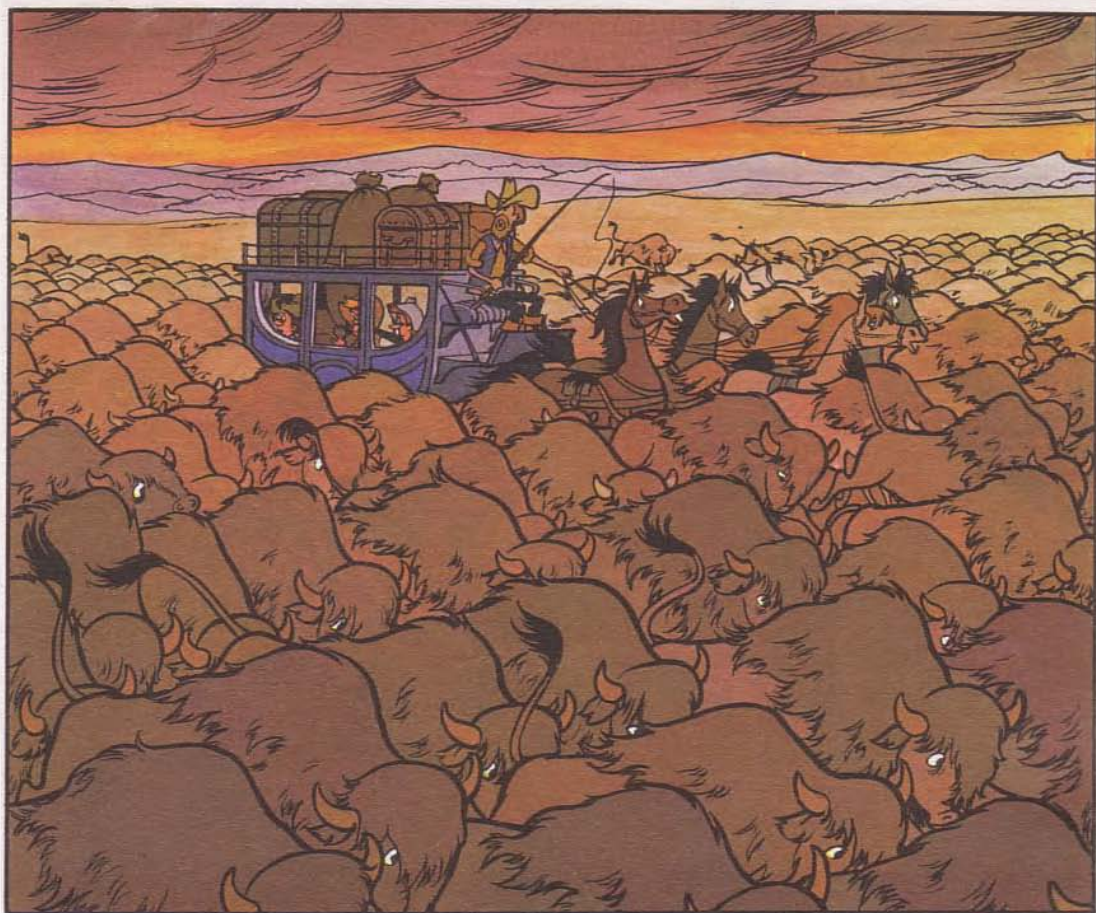
„Typische Bleivergiftung“, sagte der Doktor. „Unsere Millionenlady würde sich freuen, wenn wir uns auch eine holten.“ – „Wir werden sie enttäuschen müssen, schätze ich“.

grinste Coffins. „Wir sagen einfach, wir hätten uns so gut amüsiert, daß wir ihren Auftrag vergessen hätten.“ – „In dem Saloon da scheint was los zu sein!“ rief Jack.



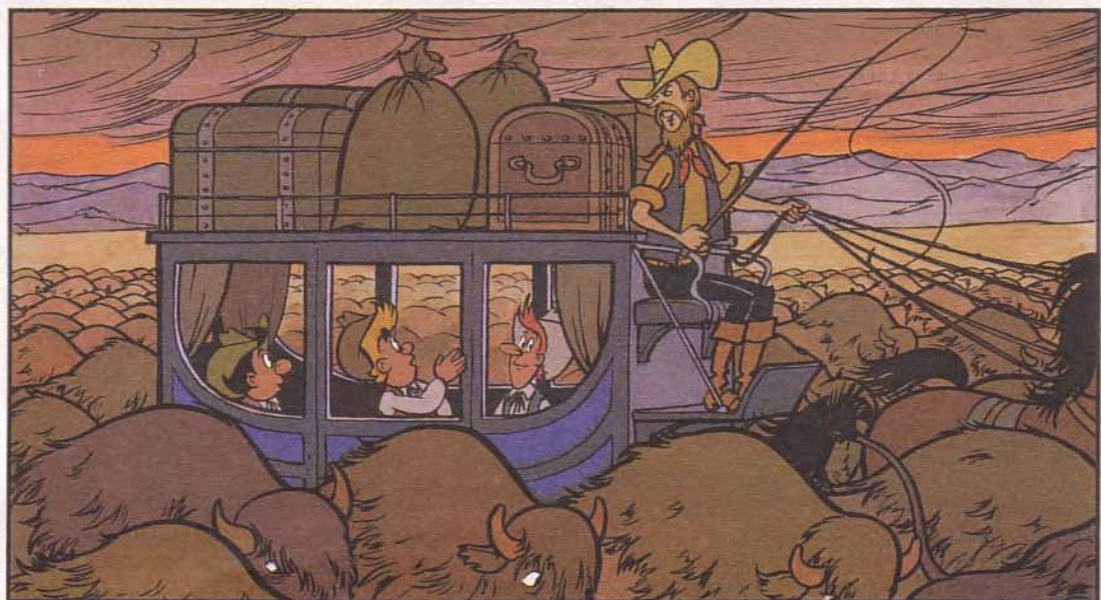
„Hereinspaziert, Gentlemen!“ lud der Ausrufer ein. „Sensationelles Gastspiel der berühmten Apachen-Milly! Diese begnadete Künstlerin singt und tanzt für Sie, Gentlemen!“

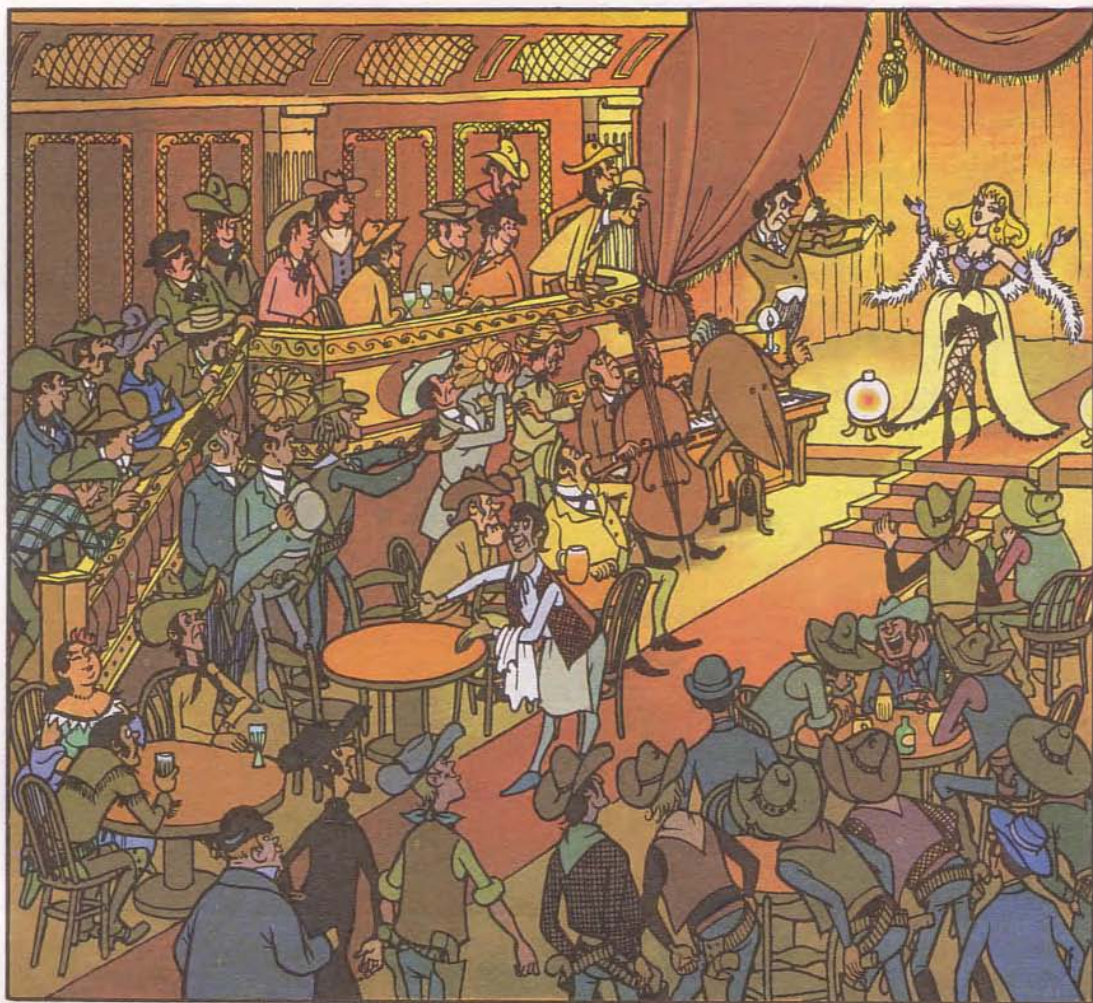
Machen Sie sich ein paar schöne Stunden und lassen Sie sich von ihr bezaubern!" – „Wohl mit Ohrfelgen“, knurrte Coffins. „Also meinetwegen, sehen wir uns das mal an.“



Um diese Zeit geriet die Postkutsche mit den Digidags mitten in eine riesige wandernde Büffelherde von einigen hunderttausend Stück hinein. An ein Vorwärtkommen war nicht mehr zu denken. „Wie lange kann denn das noch dau-

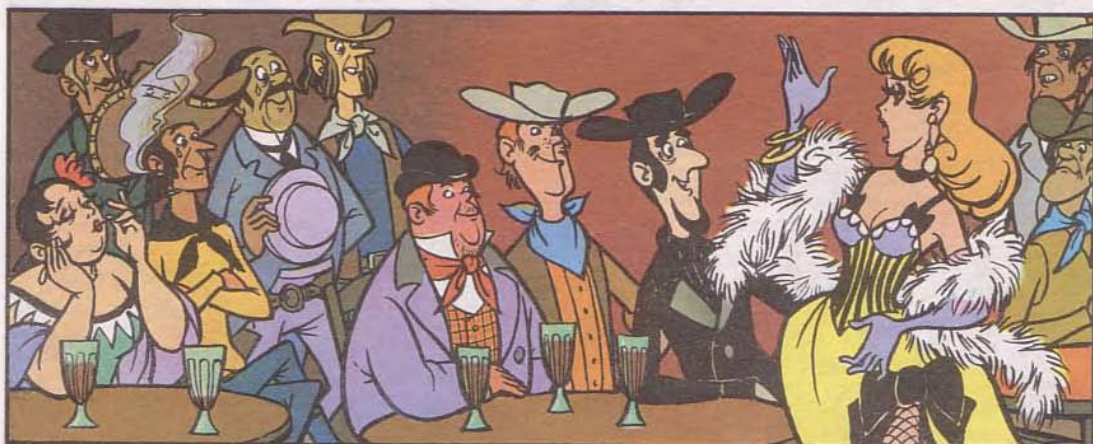
ern?“ fragte Dag. – „Ein Freund von mir hat mal fünf Tage lang festgelegt“, erwiderte der Kutscher, „weil der Leitbulle die Orientierung verloren hatte und mit der Herde immer im Kreise rannte.“ Das waren ja schöne Aussichten.





Die drei Piraten betraten den Saloon in dem Augenblick, als Milly ihren großen Auftritt hatte. Sie sang: „Billy suchte im Goldland / drei Jahre sein Glück, / ließ ferne am

Golfstrand / sein Mädchen zurück. / O Billy, o Billy, du suchst einen Schatz, / kehre heim zu Belinda, denn dort ist dein Platz!“ Die Melodie war herzerreißend traurig.



Milly fuhr fort: „Er fand keinen Goldstaub, / es hat nicht geklappt. / Da versucht er's mit Postraub / und wurde geschnappt. / O Billy, o Billy, das ist kein Ersatz! / Denkst

du nicht an Belinda? Nur dort war dein Platz!“ Den harten Westmännern wurden die Augen feucht. Nur die Piraten blieben ungerührt. „Bravo!“ rief der Doktor. „Weiter, Milly!“



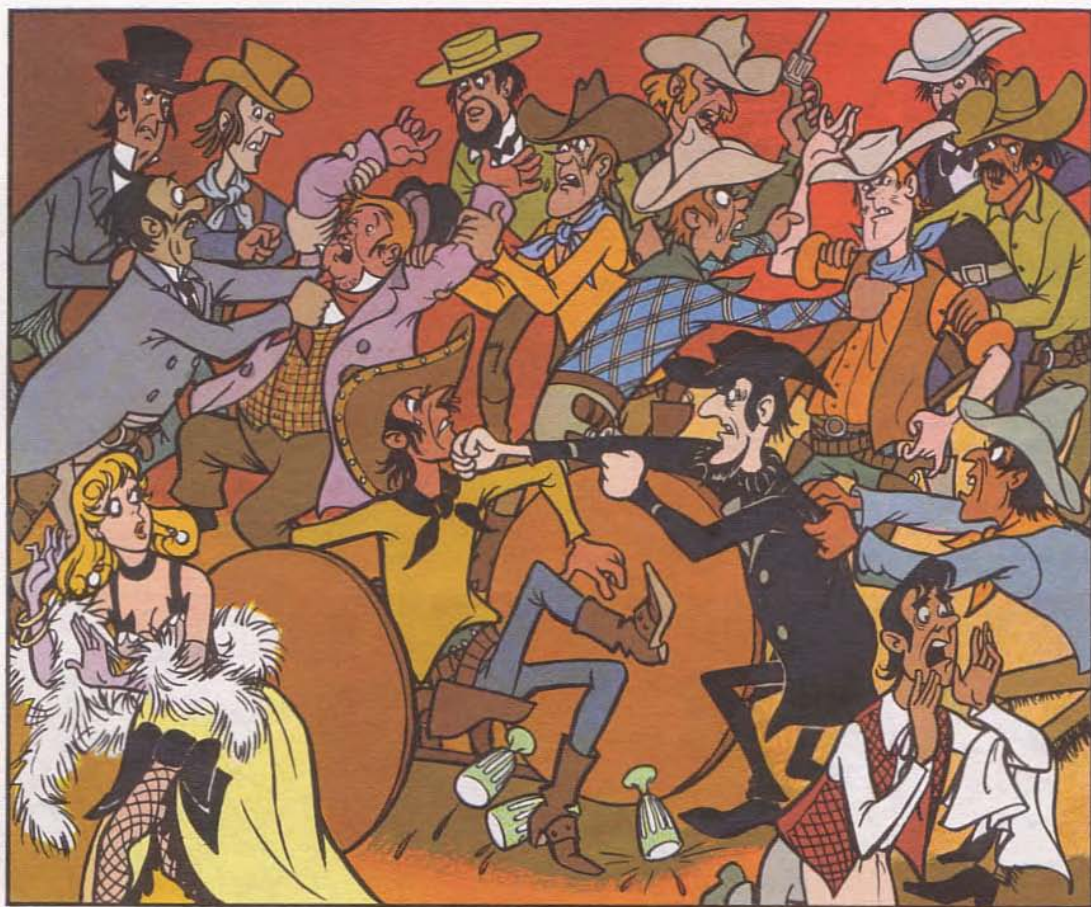
„Der Sheriff sprach leis: / ‚Aus ist es mit dir.‘ / Billy sagte: / ‚Ich weiß. / Grüßt mein Mädél von mir.‘ / O Billy, o Billy, du kehrst nie zurück, / und da weinte Belinda, zerstört war ihr Glück.“ Nun flossen die Tränen unge-

hemmt. Coffins aber lachte frech und sagte: „Hast du gut gemacht, Puppe! Bleib doch noch ein bißchen bei uns!“ – „Laß los, du Büffel!“ rief Apachen-Milly empört, und als Coffins nicht gehorchte, bekam er seine zweite Ohrfeige.



Da sprang der Westmann auf, der schon auf der ‚Mary-Ann‘ für Milly eingetreten war, wischte sich die Tränen aus den Augen, damit er wieder klar sehen konnte und landete

einige Kinnhaken. „Das ist unerhört!“ schrie er. „Uns den Kunstgenuß zu stören und dann noch einen Weltstar zu beleidigen! Raus mit euch, ihr elenden Kunstbanausen!“



Auch die übrigen Gäste fanden, daß man sich in einem so feinen Saloon wie diesem etwas anständiger benehmen müsse.

„Euch werden wir schon Manieren beibringen!“ riefen sie und prügelten drauflos. Der Wirt rief nach dem Sheriff.



Er brauchte nicht lange zu rufen, denn das Büro war nur ein paar Häuser weiter. „Was ist los?“ fragte der Sheriff. „Falschspiel, Taschendiebstahl, Sachbeschädigung oder gro-

ber Unfug?“ – „Viel schlimmer“, sagte der Wirt. „Die drei hier haben das Abendprogramm gestört und meinen Star belästigt. Das nenne ich schwerste Geschäftsschädigung.“



„Das ist allerdings ein starkes Stück“, fand der Sheriff. „Vorwärts, ihr seid verhaftet! Wenn ihr euch nicht wie gesittete Städter benehmen könnt, dann bleibt doch zu

Hause in euren Blockhütten!“ – „Keine Beleidigungen, Sheriff!“ bellte Coffins. „Ich verlange einen Anwalt!“ Mrs. Jefferson und der Colonel sahen mit großem Vergnügen zu.



„Junger Mann“, sagte die Lady, indem sie den Hilfssheriff festhielt. „sagen Sie mir bitte, wie lange die drei wohl sitzen müssen.“ – „Mindestens eine Woche, wenn nicht mehr.“



„Haben wir ein Glück, Colonel! Die sind wir losgeworden, ohne daß wir uns zu bemühen brauchten. Nun holen wir uns rasch die Kutsche und ab geht die Post!“



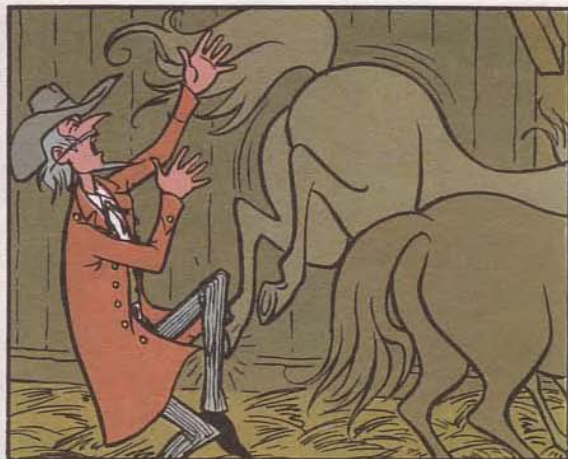
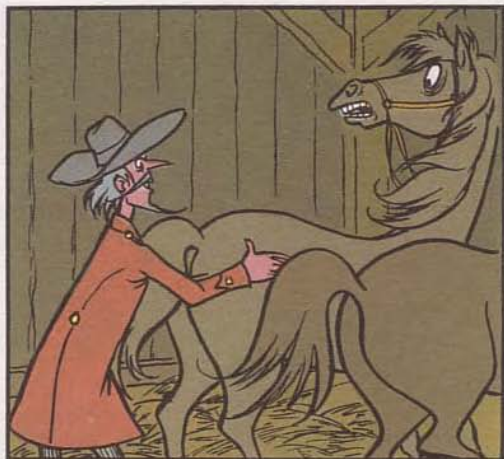
Hof und Ställe der Western Lines lagen in tiefem Schweigen. „Es ist kein Wächter zu sehen“, raunte Mrs. Jeffer-

son erleichtert. „Los, Colonel, holen Sie die Pferde, aber leise! Ich werde mich schon immer in die Kutsche setzen.“



„Natürlich werde ich leise sein“, brummte der Colonel mißmutig. „Als ob ich so was zum erstenmal machte. Da-

mals im Seminolenkrieg habe ich den Rothäuten die Pferde dutzendweise weggeholt. Da ist dies doch eine Kleinigkeit.“



Der Colonel näherte sich dem ersten besten Gaul, klopfte ihm auf das Hinterteil und sagte: „Sei ein braves Pferdchen und komm mit!“ Das Pferdchen wieherte laut.

„Willst du wohl ruhig sein, du Teufelsbraten!“ zischte der Colonel. Im nächsten Augenblick traf ihn ein Hufschlag gegen das Schienbein. Er stieß einen Schmerzensschrei aus.



Dann heulte er eine Tonleiter von zwei Oktaven ein paar-mal hintereinander aufwärts und abwärts, wobei er umher-

hüpfte, als wollte er einen indianischen Kriegstanz nach-machen. Das rief den Postmeister und seine Leute herbei.



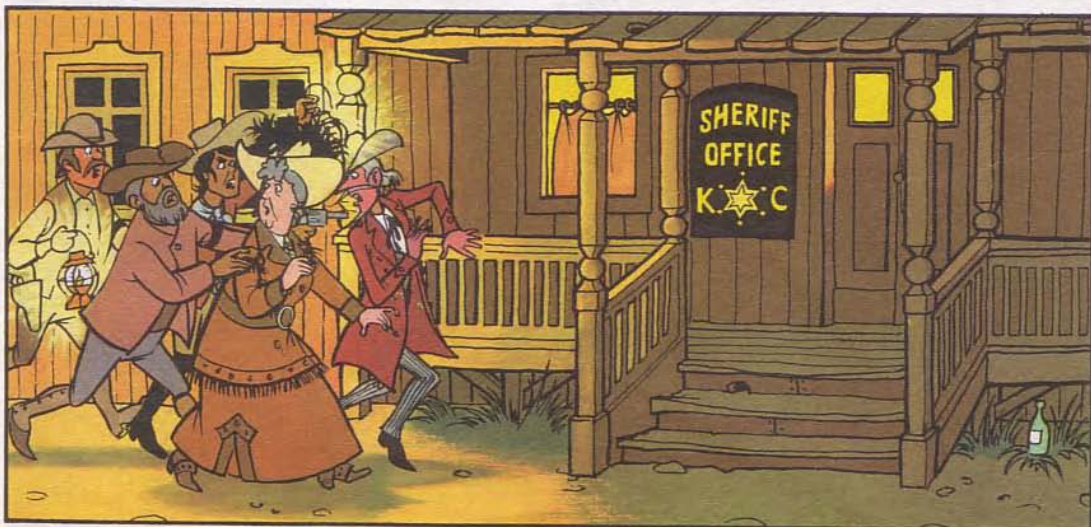
Der Postmeister wußte gleich, woran er war. „Aha“, rief er, „weil es mit der Bestechung nicht geklappt hat, woll-

test du nun die Kutsche stehlen! Nicht bei uns, mein Lie-ber! Heraus mit der Sprache, wo steckt deine Kumpanin?“



Der Colonel gab keine Antwort. Er wimmerte nur leise vor sich hin. „Da ist sie!“ rief einer der Kutscher. „Sie hat sich im Wagen versteckt! Sie dachte wohl, anspannen und abfahren wäre im Handumdrehen zu erledigen. Aber nicht mit unseren Pferden. Die kennen ihre Leute!“

„Machen Sie keine Fisimatenten und kommen Sie heraus, Gnädigste“, sagte der Kutscher. „Und spielen Sie nicht den Unschuldengel; Ihre Absichten sind erkannt.“ – „Sie würden ganz anders mit mir reden, wenn Sie wüßten, wer ich bin, Sie Rauhebein! Lassen Sie meinen Arm los!“



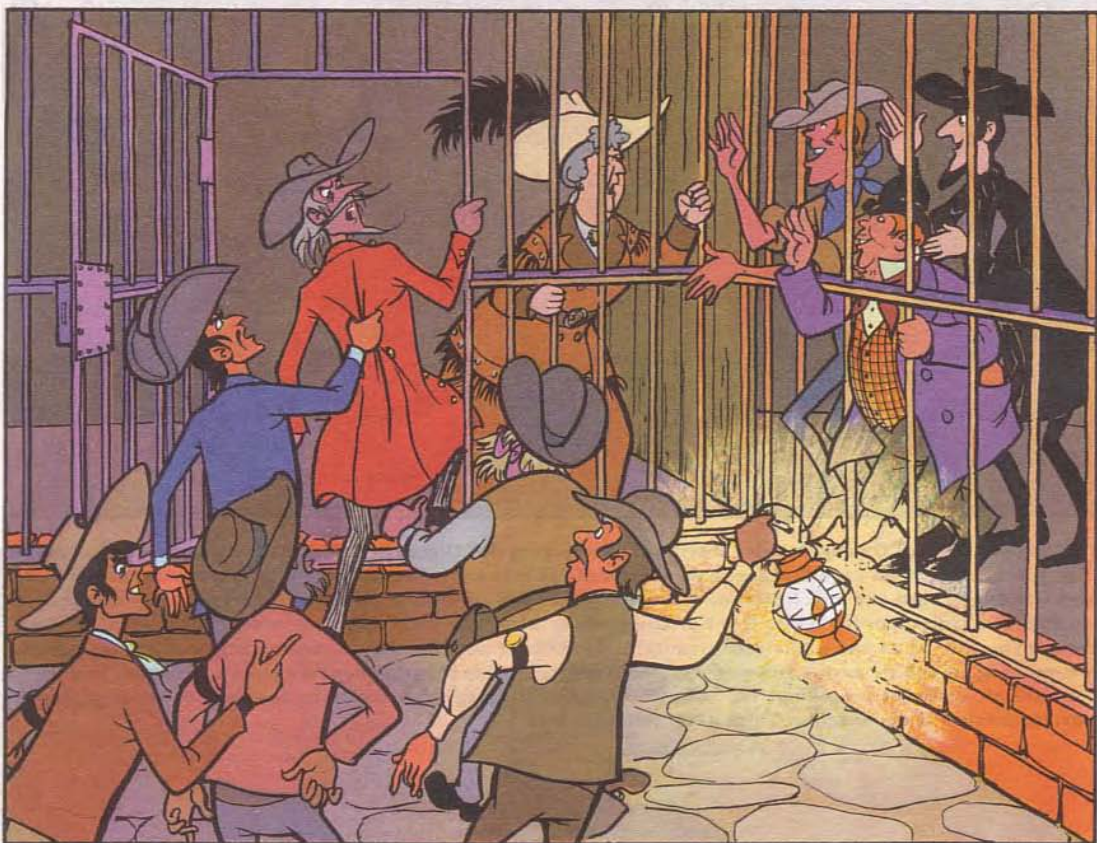
„Egal wer Sie sind, Madam. Sie werden genauso abtransportiert, wie es bei Dieben üblich ist. Vorwärts, zum She-

riff!“ – „Nein, nicht zu dem! Gibt es hier keinen anderen? Bitte, meine Herren, ich gebe Ihnen fünfhundert Dollar . . .“



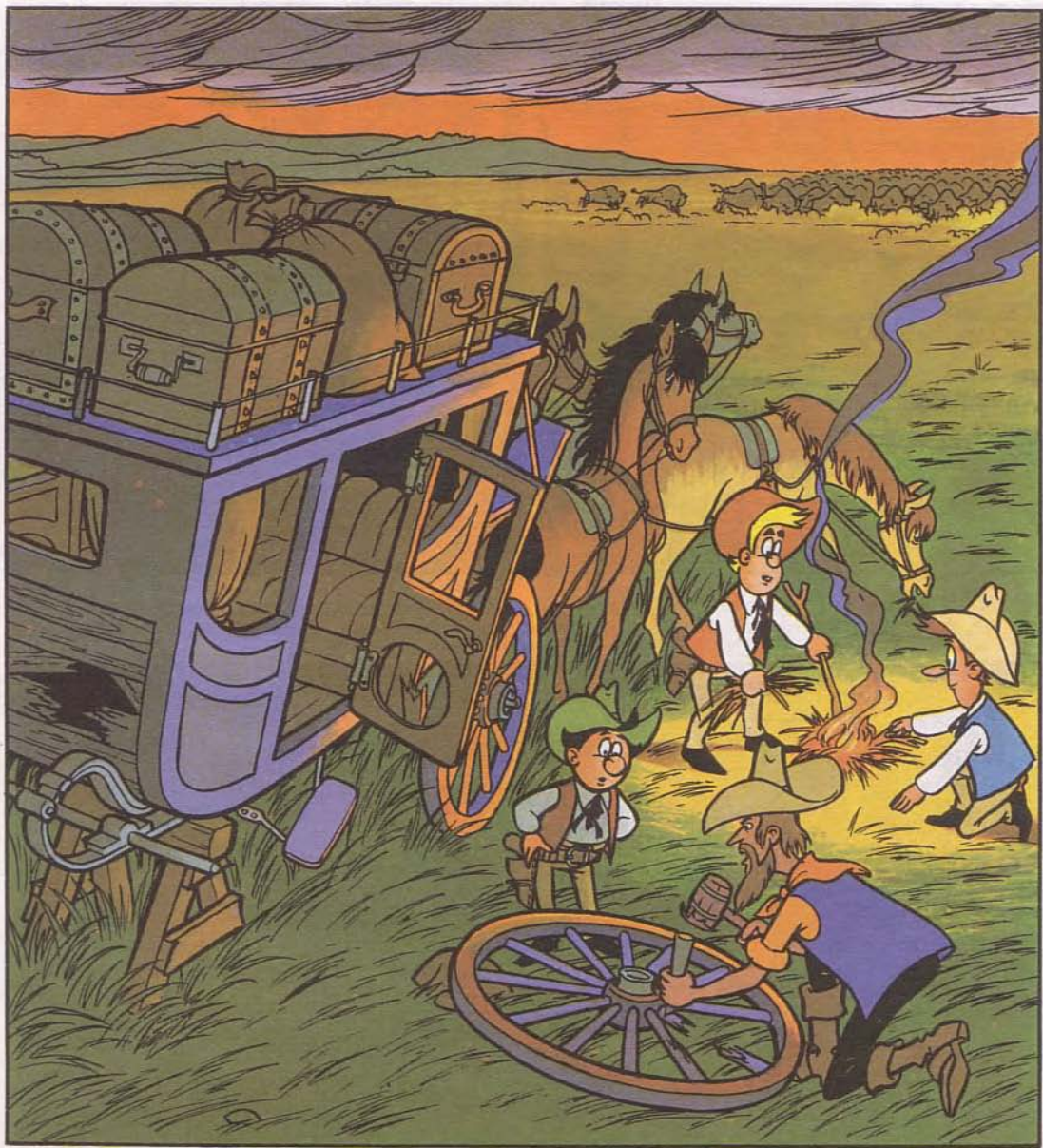
„Was soll denn dieser Krach vor meiner Tür?“ rief der Sheriff. „Ach so, Sie sind's, Postmeister! Wen haben Sie denn

da?“ – „Ein Gaunerpaar, das ausgerechnet die Kutsche stehlen wollte, die für General Sniders reserviert ist!“



„Na, das wird ja immer schöner“, sagte der Sheriff. „Das hätte man uns in Washington übel angekreidet.“ – „Hallo, Madam“, rief Coffins, „wie ich sehe, hat Ihr Plan nicht geklappt. Na, macht nichts. Hauptsache, wir sind wieder

hübsch beisammen.“ – „Nanu, die kennen sich ja“, wunderte sich der Postmeister. „Die beiden gehören also zu einer richtigen Gaunerbande. Das war ihnen aber nicht anzusehen. Tja, so kann man sich heutzutage täuschen lassen.“



Während die fünf Gefangenen des Sheriffs die Verfolgung der Digidag zunächst einmal unterbrechen mußten, hatte sich die Lage draußen in der Prärie etwas gebessert. Die letzten Büffel waren eben an der Kutsche vorbeigezogen und man hätte ans Weiterfahren denken können, wenn nicht in dem gewaltigen Gedränge ein Rad beschädigt worden wäre. Der Kutscher meinte aber, das ließe sich rasch wieder reparieren. „Einem Freund von mir ist es viel schlimmer ergangen“, erzählte er am Lagerfeuer. „Seine Kutsche wurde so zusammengequetscht, daß sie aussah wie eins von diesen neumodischen Dingern, den Fahrrädern. Ihr könnt euch denken, wie oft er damit umgekippt ist.“ Na, da waren die Digidags froh, daß es noch einmal so gut abgegangen war. Hoffentlich blieb ihnen das Glück auch weiterhin treu.